

Bernadotte kann jetzt sogar einem vom Feind bedrängten Bataillon beistehen.

Ein andermal gelingt es ihm, den General Marceau aus der Gewalt von Meuterern zu befreien, die ihn als Gefangenen miterschleppten. Mit gezogenem Degen holte Bernadotte den General heraus und zog die Schuldigen zur Verantwortung.

Durch sein tatkräftiges Vorgehen lenkte Bernadotte die Aufmerksamkeit des Generals Kleber auf sich, der an diesem Frontabschnitt eine Division führte. Als Bernadotte am 26. Juni durch den Vorstoß seiner Halbbrigade über den Pietonbach den Ausgang der Schlacht bei Fleurus entschied, sprengte Kleber auf ihn zu und rief schon von weitem: „Auf dem Schlachtfeld muß du den Rang eines Brigadegenerals annehmen, wo du ihn so glänzend verdient hast!“

So hatte es der ehemalige Feldwebel in der kurzen Zeit von zweieinhalb Jahren vom Leutnant bis zum General gebracht. So rasches Avancement war bei dem starken Offiziersverbrauch der republikanischen Armee (Verluste im Feld, Abgang durch Entlassungen, Absetzung und Hinrichtung) indes keine Ausnahme, sondern im allgemeinen fast die Regel, mit der jeder halbwegs leistungsfähige Offizier, der über dem Durchschnitt stand und in politischer Hinsicht nicht verdächtig war, sogar rechnen konnte. Aber so plötzlich man erhoben wurde, ebenso jäh konnte man auch wieder gestürzt werden. Das geringste Versagen, eine Verleumdung genügte, um einen General über Nacht in Haft und auf das Schafott zu bringen.

VIERTES KAPITEL

Der General Bernadotte

Im übrigen verdankt Bernadotte seinen raschen Aufstieg nicht nur den durch die Lage der Dinge gegebenen Zeitverhältnissen, sondern im wesentlichen doch seinen Leistungen im

Felde selbst. Er hat sich nicht, wie so viele andere, gedrückt, vielmehr seine Truppe stets selbst ins Feuer geführt und ist ihr mit leuchtendem Beispiel vorausgegangen. Das zeigte sich auch wieder im Herbst 1794, als Bernadotte nach der Einschließung von Maastricht von Kleber ins Ruhrgebiet geschickt wurde.

Am 2. Oktober überrumpelte er die starken österreichischen Stellungen an der Wurm bei Ratheim und Aldenhoven, indem er seine Leute im Laufe der Nacht über den Fluß setzte und den Feind von den Höhen vertrieb. „Ich kann den Heldenmut des Generals Bernadotte nicht genug loben“, berichtete Kleber an den Obergeneral Jourdan. „Mit größter Kaltblütigkeit erteilte er selbst im heftigsten Feuer seine Befehle. Sein unerschütterlicher Mut und seine Furchtlosigkeit haben die Schlacht entschieden.“

Wenige Wochen später, am 22. Oktober, erfolgte bereits seine Ernennung zum Divisionsgeneral, die er Klebers energischem Eintreten bei den für die Beförderungen in höheren Dienstgraden maßgebenden Volksrepräsentanten zu verdanken hatte. Damals leitete er mit Kleber die Belagerung von Maastricht, das seit Juli eingeschlossen war und nun zur Übergabe gezwungen werden sollte. Langsam arbeiteten sich die Franzosen durch ihre Laufgräben an die Forts heran. Am 1. November konnte die Beschießung beginnen, und am 8., nachdem die Stadt in Brand geschossen war, übergab Prinz Friedrich von Hessen die Festung den Franzosen. Es gereicht dem General Bernadotte zu besonderer Ehre, daß er seinen Leuten aufs strengste jede Ausschreitung gegen die Zivilbevölkerung sowie Raub und Plünderung – was damals an der Tagesordnung war – verbot, im Gegensatz zu anderen Generalen jener Zeit, die sich durch Gelderpressungen und Kontributionen bereicherten und blind waren gegenüber den Ausschreitungen und Greueln, die von den Vorkämpfern der „Menschenrechte“ an hoch und niedrig, arm und reich begangen wurden, was

wenig dazu beitrug, bei den Rheinländern Sympathien für die angeblichen „Befreier“ vom „Tyrannenjoch“ zu erwecken.

Die Ausrufung der Batavischen Republik gliederte Holland als Bundesstaat dem französischen System an; die dort liegenden Truppen wurden jetzt frei und konnten am Rhein, wohin sich die Kriegshandlungen verlagert hatten, eingesetzt werden. Bernadotte erhielt Marschbefehl zum Gros der Sambre-Maas-Armee, die unter Klebers Befehl sich in der Umgebung von Koblenz sammelte.

Ermutigt durch die mittlerweile durchgeführte Besetzung des gesamten linken Rheinufers, beschloß der Pariser Kriegsrat, den Rhein zu überschreiten und den Krieg auf das jenseitige Ufer zu tragen.

Die Heerführer teilten den Optimismus ihrer Pariser Vorgesetzten keineswegs, und sie ließen sich nur schweren Herzens auf das befohlene Abenteuer ein; denn sie wußten, daß die Koalition noch lange nicht besiegt war und daß der Feind nur eine allgemeine Erhebung der ohnedies gegen die Franzosen erbitterten Bevölkerung anzuordnen brauchte, um die schlecht disziplinierten und ungenügend ausgerüsteten republikanischen Truppen in die denkbar schwierigste Lage zu bringen.

Aber schließlich waren auch politische Gründe maßgebend, und dieser Erkenntnis konnte sich auch Bernadotte nicht entziehen. „Auf dem linken Ufer leiden wir Mangel und sind den Verdächtigungen der Pariser Machthaber ausgesetzt. Aber besser ist es, im Rhein zu ertrinken oder auf dem jenseitigen Ufer durch das österreichische Schwert zu fallen, als den Feinden unseres Ruhmes Anlaß zu geben zu sagen, wir hätten nicht gewagt, der Gefahr kaltblütig ins Auge zu sehen. Vieles spricht gegen den Übergang, aber wir müssen ihn aus Politik wagen. Wollen wir den Sieg ernstlich, so wird er uns auch zuteil werden. Täuscht uns dagegen unser Mut, dann wird der Tod unsere Zuflucht sein.“

Nach kurzer Artilleriesvorbereitung überschritten die Fran-

zosen bei Düsseldorf den Rhein. Bernadotte, der bereits am 30. August mit 1200 Grenadieren über den deutschen Strom gegangen war, rückte mit den Divisionen Marceau und Poncet über die Lahn vor. Der Plan, Mainz vom rechten Ufer aus einzuschließen, scheiterte jedoch an dem starken Widerstand, auf den der linke französische Flügel am 12. Oktober an der Nidda stieß. Die Offensive geriet ins Stocken, und wenige Tage später mußte auf der ganzen Linie der Rückzug angetreten werden. Als Bernadotte bei Neuwied übersetzen wollte, stand die hier über den Strom führende Holzbrücke in Flammen. Der Übergang gesperrt, hinter sich die Österreicher – es war eine äußerst kritische Lage, und sie hätte leicht verhängnisvoll für die Division Bernadotte werden können, wenn der Feind kräftiger nachgefolgt wäre und sich in diesem Augenblick von den Höhen aus auf die im Flußtal um Neuwied zusammengedrängten Franzosen geworfen hätte.

Panikstimmung herrschte in diesen aufregenden Stunden in Neuwied. Die Franzosen beschuldigten die Bevölkerung, die Brücke in Brand gesteckt zu haben, obwohl das Feuer durch die brennenden Fahrzeuge entstanden war, die Marceau bei der Aufhebung der Belagerung von Ehrenbreitstein stromabwärts treiben ließ. Die Brander stauten sich vor der Neuwieder Holzbrücke, die bei dieser Gelegenheit selbst Feuer fing. Für die Sansculotten war das ein willkommener Vorwand, um ihre Wut an der Zivilbevölkerung auslassen und dabei die Stadt nach Herzenslust plündern zu können. Die Einwohner merkten aber, daß es mit der französischen Herrlichkeit auf dem rechten Rheinufer zu Ende ging und die Österreicher dem Feind auf den Fersen waren. Sie läuteten also Sturm, griffen selbst zu den Waffen und halfen den mittlerweile eingedrungenen Weißröcken die französischen Marodeure und Plünderer vertreiben.

Nun staute sich das geschlagene Heer vor der brennenden Brücke am Rhein. Die Leute verloren den Kopf, und schon drohte das verhängnisvolle „Sauve qui peut“ einzureißen, als

es Bernadotte im letzten Augenblick noch gelang, die Ordnung wiederherzustellen. „Citoyens“, rief er seinen tobenden Leuten zu, „ruhig Blut! Gestern noch haben wir den Feind allein geschlagen. Und heute, wo wir alle unter Kleber versammelt sind, sollten wir nicht siegen?“

Das Wort zündete. Die Truppen sammelten sich wieder und konnten nun der Reihe nach in den von den Pionieren in aller Eile requirierten Kähnen übergesetzt werden, während die übrigen den Feind beschäftigten.

Die Österreicher nahmen jedoch die Verfolgung der Franzosen nicht auf, so daß diese unbehelligt das linke Rheinufer erreichen konnten. Sie rückten dagegen vor Mainz und warfen das Belagerungskorps bis über die Nahe zurück. Um diesen gefährdeten Frontabschnitt zu entlasten, wurden hier die Divisionen Bernadotte, Marceau und Poncet eingesetzt. Am 15. Dezember eröffnete Bernadotte den Angriff, warf das Regiment des Kurfürsten von Köln aus Kreuznach und besetzte die Stadt, mußte sie jedoch unter dem Druck eines starken Gegenangriffs wieder räumen. Nun mußten es seine alten Einundsiebziger schaffen, und nach erbittertem Straßenkampf blieb Kreuznach im Besitz der Franzosen.

Fast wäre es dabei zu einem furchtbaren Blutbad gekommen, das indes durch Bernadottes Eingreifen verhindert wurde. In Kreuznach waren zahlreiche französische Emigranten, die auf kurkölnischer Seite gekämpft hatten, gefangen worden. Nach dem Kriegsrecht waren sie des Todes schuldig. Es waren Edelleute, die in den Reihen der Österreicher nicht ihr Vaterland, sondern die Revolution bekämpften, die ihren Besitz geraubt und ihre Angehörigen auf die Guillotine gebracht hatte.

Die Sansculotten verlangten den Tod der verhaßten Cidevants. Bernadotte ließ die Gefangenen vorführen und fragte sie, zu welchem Korps sie gehörten. Der Führer der Emigranten erwiderte ruhig, obwohl er wußte, daß er damit selber

das Todesurteil über sich und seine Kameraden fällte: „General, Sie wissen ja, daß wir Franzosen sind.“

„Sie meinen wohl Belgier“, fiel ihm Bernadotte rasch und mit beredtem Augenzwinkern ins Wort. Schweigend nickten die Gefangenen. Sie hatten die List des Generals begriffen, der ihr Leben retten wollte, denn als Belgier waren sie Untertanen des deutschen Kaisers und konnten nicht mehr als Hochverräter an der französischen Republik abgeurteilt werden.

Dann schickte er einen Parlamentär ins österreichische Lager und bot den Austausch der Emigranten gegen zweihundert gefangene Franzosen an, was auch bewilligt wurde.

Es ehrt Bernadotte, daß er nicht dem Beispiel seiner Kameraden folgte, die im besetzten Gebiet, dessen Bevölkerung sie angeblich aus den „Sklavenketten der Tyrannei“ befreien wollten, ebenso schamlos plünderten und schändeten wie die Mannschaft, über deren Ausschreitungen sie einfach hinwegsahen. Bernadotte hat sich – die rheinischen Ortschroniken stellen ihm selber das ehrende Zeugnis aus – niemals am Eigentum der Zivilbevölkerung bereichert und stets sein möglichstes getan, um Schäden zu verhindern oder sie wiedergutzumachen.

Bei der Einnahme von Kreuznach war es natürlich auch wieder zu Plünderungen gekommen. Als die Bürgerschaft sich hilflos an Bernadotte wandte, stellte er den Geschädigten aus eigenen Mitteln Geld, Wäsche und Kleidung zur Verfügung und bedauerte, daß er die Schuldigen nicht zur Verantwortung ziehen könne, da sie nicht zu ermitteln waren.

Während des ersten Halbjahres 1796 stand die Division Bernadotte im Hunsrück, wo sie nach der Einnahme von Kreuznach Winterquartiere bezogen hatte. Denn schon wenige Tage darauf war mit den Österreichern ein Waffenstillstand vereinbart worden, der die Feindseligkeiten auf dem rheinischen Kriegsschauplatz vorläufig beendete.

Erst Ende Mai, nachdem der Waffenstillstand von deutscher Seite gekündigt worden war, wurde es hier wieder lebendig.

Am 11. Juni überschritt Bernadotte bei Neuwied abermals den Rhein und vertrieb die Hessen aus Nassau. Die Offensive kam aber schon nach kurzem zum Stillstand und endete mit der Retirade auf das linke Rheinufer, nachdem Erzherzog Karl die Franzosen bei Wetzlar geschlagen hatte.

Wahrscheinlich hätte dieser bedeutendste Feldherr der Koalition auch das ganze linke Rheinufer vom Feind gesäubert, wäre er nicht nach Süddeutschland abberufen worden, wo mittlerweile Moreau bei Straßburg den Rhein überschritten hatte und in Schwaben eingefallen war, um die am Niederrhein kämpfenden Franzosen zu entlasten und die Verbindung mit der in Oberitalien kämpfenden Armee des Generals Bonaparte herzustellen.

Nun hatte die Armee Kleber wieder Luft. Bereits in der Nacht zum 2. Juli konnte die Division Bernadotte zum drittenmal den Rhein überschreiten. Neuwied wurde besetzt, und bereits am 9. war, da die Österreicher und Hessen sich zurückzogen, Limburg an der Lahn erreicht.

Damit waren die Kämpfe am Rhein vorläufig beendet, denn schon wenige Tage später rückte die französische Rheinarmee nach dem Maintal ab, um die in Franken stehende Armee Jourdan zu verstärken.

Auf dem Marsch durch Hessen fand die straffe Manneszucht, die Bernadotte hielt, allgemeine Anerkennung; denn man hatte sich auf das Schlimmste gefaßt gemacht. Der Landgraf ließ dem französischen General zum Dank ein Reitpferd aus seinem Marstall als Geschenk anbieten, doch Bernadotte nahm es nur unter der Bedingung entgegen, daß er es bezahlen dürfe – als Republikaner könne er sich nicht von einem Fürsten beschenken lassen.

Jourdan stand inzwischen am Obermain zwischen Kitzingen und Schweinfurt, wo Ende Juli Bernadotte zu ihm stieß. Er drängte in den ersten Augusttagen die Österreicher bis über Höchstädt an der Aisch zurück und besetzte die Straße Bam-

berg-Nürnberg. Der Feind zog sich daraufhin bis Amberg zurück, so daß die alte Reichsstadt Nürnberg ohne Kampf in die Hände der Franzosen fiel.

Am 10. August war Bernadotte in Nürnberg eingezogen, am andern Morgen stand er bei Ottensoos, etwa 25 km östlich von Nürnberg, an der Pegnitz, bereits wieder im Kampf mit den Österreichern. Da der Feind von hier aus nach Süden abschwankte, mußte Bernadotte ihm folgen. Am 15. August rückte er in Altdorf ein. Diese kaum dreitausend Einwohner zählende Kleinstadt war kein x-beliebiges Kaff, sondern der Musensitz einer berühmten Universität, an der kein Geringerer als der große Feldherr Wallenstein, der Friedländer, studiert hatte. Die Bürgerschaft war stolz auf den hohen Rang, den ihre Stadt in der gelehrten Welt einnahm, und die wohlweisen Herren Professoren und Magister spielten natürlich die erste Geige im Konzert der Stadtväter und Honoratioren. Die gelehrten Perücken, die hier fernab von Welt und Lärm in Folianten und Pergamente vergraben ein zopfiges Stilleben führten, fühlten sich durch das Kriegsgeschrei, das plötzlich als schriller Diskant ihre beschauliche Ruhe störte, höchst unangenehm berührt. Schon vor Bernadottes Ankunft hatten sich Rektor und Dekan der Universität an den französischen Obergeneral Jourdan gewandt und ihn um einen Schutzbrief gebeten. Der General hatte diesem Ersuchen entsprochen; aber sein Sekretär, offenbar ein Pariser Spottvogel, dem nichts heilig war, hatte sich einen argen Scherz mit den bemoosten Hornbrillen erlaubt und den Text in eine Form gekleidet, die für jeden, der zwischen den Zeilen lesen konnte, eine köstliche Satire auf die gelehrten Herren enthielt. Die etwas weltfremden Doctores hatten diesen Schalkston zum Glück nicht beachtet und waren, stolz ob der Achtung, die ihre Persönlichkeiten den „Neufranken“ eingebläst hatte, nach Altdorf heimgekehrt und hatten den in aller Eile vervielfältigten Schutzbrief des französischen Obergenerals am Kollegiengebäude und an den Haustüren ihrer

Wohnungen anschlagen lassen. Dadurch hofften sie vor jeder Belästigung und Störung verschont zu bleiben; denn Jourdan hatte in seinem Schreiben ausdrücklich versprochen, daß Universität und Professorenkollegium von Einquartierung befreit und im übrigen „die zum Studieren nötige Ruhe in der Stadt“ nicht gestört werden sollte.

Soweit wäre alles in Ordnung gewesen, hätte nicht – und nun kommt der Pferdefuß – Jourdans Sekretär in seinem Erlaß beharrlich „Volontaires“ statt Soldaten geschrieben. Wahrscheinlich tat er das aber absichtlich; denn in der französischen Armee gab es seit der Verschmelzung der „Freiwilligen“ mit dem regulären Heer keine „Volontaires“ mehr.

Als daher die Franzosen in Altdorf einrückten, quartierten sie sich seelenruhig in den Hörsälen der Universität wie in den Privatwohnungen der Professoren ein. Den gelehrten Herren paßte dieser ungebetene Besuch durchaus nicht; sie verweigerten die Aufnahme und beriefen sich auf Jourdans Schutzbrief. Die Sansculotten grinsten kopfschüttelnd: „Wir nix Volontairs, Jourdan uns nix gemeint, wir dableiben!“ Und sie setzten ihre staubigen Affen ab, pflanzten sich in der guten Stube auf, stopften ihre Pfeifen mit einem barbarisch stinkenden Knaster und gaben der entsetzten Frau Professorin eindeutig zu verstehen, daß sie einen Bärenhunger mitgebracht hätten und nun baldmöglichst eine ordentliche Schüssel voll auf dem Tisch sehen möchten, nicht zu vergessen unterschiedliche Bouteillen, die sie auf das Wohl der einen und unteilbaren Republik zu leeren gedächten.

Um zu sehen, was an diesem Tag auf dem Speisezettel stand, machten einige eine Patrouille nach der Küche, wo sie zunächst eine dralle Oberpfälzer Dienstmagd entdeckten, der die fremde Einquartierung jedenfalls erwünschter kam als ihrer ehrbaren Madame.

Diese klagte unterdessen dem Eheherrn ihr Leid, bis dieser die lange Pfeife sorgfältig an den Großvaterstuhl lehnte, den

Schlafröck mit dem für feierliche Zwecke vorgesehenen altfränkischen Bratenrock vertauschte, Perücke und Zopf in die gehörige Lage brachte und sich alsdann in das Kollegiengebäude zum Rector magnificus begab. Auch hier wimmelte es von Soldaten, die unter gröblichster Mißachtung des Jourdanischen Geleitbriefes in diese heiligen Hallen eingedrungen und eben dabei waren, sich in den Hörsälen häuslich einzurichten.

Im Zimmer Seiner Magnifizenz hatte sich bereits das gesamte Professorenkollegium versammelt und beschlossen, sich unverzüglich in corpore in das Quartier des französischen Generals zu begeben und ob dieser Verletzung ihrer verbrieften Rechte beredete Beschwerde zu führen.

Die gelehrten Herren trafen es leider sehr schlecht. Aus irgendwelchen Gründen befand sich Bernadotte an diesem Tag in denkbar übelster Laune – da kam ihm diese Deputation gerade recht. Der künftige Ehrendoktor der Universität Gießen war regelrecht „in Fahrt“, und so unterbrach er brüsk die langatmige Klagerede der bezopften Spektabilitäten und schnauzte sie höchst ungnädig an: „Bien, wir wollen in Deutschland nicht so hausen, wie es die Deutschen in Frankreich getan haben. Das eine aber merken Sie sich, Citoyens: Alles, was befohlen wird, tun Sie sofort und ohne jede Widerrede, sonst lasse ich das Kaff an allen vier Ecken anzünden. Compris?“

Und ob sie begriffen hatten! Der Ton verbot jede Gegenrede, und so zogen denn die wohlweisen Professoren und Magister katzbuckelnd und seufzend ab und fügten sich ins Unvermeidliche. Erreicht hatten sie eigentlich nur, daß ihnen statt gewöhnlicher Soldaten Offiziere ins Quartier gelegt wurden. Sie mußten sich eben wie der Bürger in das unvermeidliche Kriegsschicksal fügen und ihre geruhsamen Studien für eine Weile unterbrechen.

Lange brauchten sie übrigens nicht zu warten, denn schon tags darauf rückte ein Großteil der Armee über den Dillberg in Richtung Neumarkt nach Süden ab. Hier stieß Bernadotte

am 18. August bei Daßwang auf die Vorhut der Armee des Erzherzogs Karl, der von der Donau her in Eilmärschen anrückte, um die Franzosen aus Franken zu werfen. Deren Offensive kam dadurch zum Stehen. Bernadotte benachrichtigte sogleich den Obergeneral Moreau und den bei Amberg stehenden Jourdan. Beide blieben zunächst untätig, so daß der Erzherzog ihre beiden Flügel umklammern konnte.

Vor den ihm gegenüberstehenden feindlichen Kräften räumte Bernadotte seine Stellung auf den Deininger Höhen und ging auf Neumarkt zurück, wo er am 22. August einen Vorpostenangriff der Österreicher abwies, dann aber unter fortwährenden Kämpfen in der Nacht zum 23. über Altdorf auf Lauf zurückwich. Höchste Eile tat not, wollte Bernadotte nicht von den Weißbröcken, die bereits Nürnberg bedrohten, eingekreist werden. Dazu erfuhr er, daß Jourdan am 24. bei Amberg geschlagen worden sei und nun Hals über Kopf in Richtung Forchheim ins Regnitztal zurückgehe. Bernadotte folgte mit seinem Korps in derselben Richtung, mußte sich aber vorher erst noch den Übergang über die Wisent erkämpfen, wobei er im nächtlichen Nahkampf einen Säbelhieb erhielt, dessen Wirkung jedoch durch seinen Generalshut abgeschwächt wurde.

Er deckte dann noch zwischen Birkach und Viereth den Mainübergang Jourdans, um ihm dann über Schweinfurt nach Würzburg zu folgen.

Der Erzherzog war ihnen auf den Fersen, und bereits am 2. September stellte er sich vor Würzburg den Franzosen zur Schlacht. Bernadotte stürmte zwar noch die Lengfelder Höhen, wurde jedoch am nächsten Morgen wieder geworfen und konnte die beherrschende Stellung trotz verzweifelter Gegenangriffe nicht zurückgewinnen.

Am Nachmittag des 3. September setzte dann der große Reiterangriff der Österreicher ein, der die Schlacht entschied. Jourdans 28 000 Mann wurden von der fast doppelt so starken

Armee des Erzherzogs geschlagen, kamen aber mit einem Gesamtverlust von nur 2000 Mann noch sehr günstig davon.

Auf dem Marsch nach Würzburg war es noch zu heftigen Auseinandersetzungen innerhalb des Generalstabes gekommen. Der Obergeneral war mit den Leistungen seiner Unterführer unzufrieden, und diese wurden ihres Kommandos enthoben. Bernadotte mußte seine Division an General Grenier abgeben. Ein Trost für ihn war, daß auch sein Freund Kleber dasselbe Schicksal teilte: sein Nachfolger wurde Lefèbvre, während die Division Collaud wegen der von ihr begangenen Ausschreitungen und Disziplinlosigkeit aufgelöst wurde.

Die republikanischen Soldaten, die Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit bringen wollten, hatten sich in Franken nicht zum besten aufgeführt, sondern geplündert und geraubt, was sie erwischen konnten, und sich viele Gewalttaten zuschulden kommen lassen. Nun da sie sich auf der Flucht vor den siegreichen Österreichern befanden, nahmen die fränkischen Bauern blutige Rache an ihren Peinigern; Versprengte und Verwundete, die ihnen in die Hände fielen, wurden erbarmungslos niedergemacht. Diese Erbitterung der Bevölkerung ist jedoch durchaus verständlich, wenn man bedenkt, daß die abziehenden Franzosen die Dörfer in Brand steckten, um den Vormarsch des Feindes aufzuhalten und ihm Schaden zuzufügen.

Auf dem Rückzug des rechten Flügels geriet Bernadotte zwischen Kürnach und Rimpfart erneut an den Feind. Über Güntersleben ging es dann in Richtung Gemünden auf den Main zu. Am Morgen des 4. September wurde Bernadottes Stab im Gramschatzer Wald von Blankensteiner Husaren überfallen. Seine Begleitung wurde niedergemacht oder gefangen, er selbst verdankte seine Rettung nur dem trefflichen Pferd, das ihm der Landgraf von Hessen geschenkt hatte, denn das edle Tier setzte über den breiten Wassergraben, wohin ihm die Feinde nicht rasch genug folgen konnten.

Die nächsten Etappen des Rückzuges sind Hammelburg (6.),

Nidda-Lahn (8.), Limburg (17.), Altenkirchen (19.). Hier kam es am 21. September zu einem Gefecht, in dem General Moreau schwerverwundet in die Hände der Österreicher fiel.

Das rechte Rheinufer war für die Franzosen verloren; seit sie unter dem Druck der Offensive des Erzherzogs den Rückzug angetreten hatten, waren sie nicht mehr zum Stehen gekommen. Nun kehrten sie wieder in ihre Ausgangsstellungen auf dem linken Ufer zurück.

Ein Versuch Bernadottes, sich des Brückenkopfes von Neuwied zu bemächtigen, scheiterte an der tapferen Gegenwehr der Österreicher. Erzherzog Karl war bereits am 16. September mit einem Teil seiner Armee (16000 Mann) nach Süden abgerückt, um Moreau aus Schwaben und Baden zu vertreiben.

Da auf dem nördlichen Kriegsschauplatz das Ziel erreicht war, schiefen die Operationen am Niederrhein allmählich ein. Der Rhein bildete die Demarkationslinie zwischen Deutschen und Franzosen. Man hatte für dieses Jahr auf beiden Seiten genug, und so wurde wie üblich ein Waffenstillstand geschlossen, damit Freund und Feind sich in den Winterquartieren auf ihren Lorbeeren ausruhen und neue Kräfte sammeln konnten, bis der Krieg im Frühjahr wieder auflebte.

Die Sambre-Maas-Armee bezog ihre Winterquartiere im Koblenzer Bezirk.

Unter der lebensfrohen temperamentvollen rheinischen Bevölkerung fühlten die Franzosen sich wie zu Hause. Wirte und Geschäftsleute hatten eine gute Zeit, denn Offiziere und Soldaten gaben nun mit großzügiger Geste aus, was sie auf dem Feldzug in Franken erbeutet hatten.

In Koblenz, wo die Stäbe ihren Sitz hatten, entwickelte sich bald ein lebhafter Etappenbetrieb. Die Schreckensherrschaft der Jakobiner und des Konvents war vorüber, man brauchte also nicht mehr in beständiger Angst und Sorge zu leben, von fanatischen Terroristen als unzuverlässig denunziert und vor das Revolutionstribunal gezerrt zu werden, was gleich-

bedeutend war mit der Verurteilung zum Tode. Die Guillotine war, nachdem sie noch die schlimmsten Bluthunde der Revolution, Danton, Robespierre, Saint Just und den satanischen Fouquier-Tinville, ihren Opfern nachgeschickt hatte, in den Ruhestand versetzt worden. Das Direktorium, dem der genießerische ehemalige Vicomte Barras angehörte, huldigte dem Grundsatz: Leben und leben lassen. Die Männer an der Spitze des Staates lebten fröhlich und sorgenlos in den Tag hinein, und die anderen sollten das gleiche tun. Der Alpdruck des Terrors war gewichen; man suchte im Taumel des Vergnügens zu vergessen, was man in den düsteren Jahren der Schreckenszeit an Kummer und Leid durchgemacht hatte. Die Volksvertreter, die jetzt noch bei der Armee im Felde weilten, waren nicht mehr politische Agenten und Spitzel, die den Auftrag hatten, die Generale auf ihre republikanische Gesinnung zu überwachen und Verdächtige zur Anzeige zu bringen. Sie waren mit ihren Auftraggebern in der Versenkung verschwunden, und ihre Nachfolger vertraten ganz andere Interessen. Sie machten Geschäfte, spekulierten in Kriegslieferungen, vermittelten Aufträge und Offerten der Heereslieferanten und waren darauf bedacht, sich anständige Provisionen von beiden Teilen zu sichern. Diese kleinen rundenlichen Spießer, die sich bei den Stäben herumdrückten und in den Kaffeehäusern mit einheimischen Juden mauschelten, waren typische Schiebergestalten, geldgierige Raffkes, die sich skrupellos auf Staats- und Volkskosten bereicherten. Was lag ihnen daran, wenn der Soldat Stiefel mit Pappsohlen, minderwertige Uniformen und unzureichende Verpflegung erhielt, wenn sie dabei nur ordentlich verdienten. Mochte er sich doch an der Zivilbevölkerung schadlos halten und sich „dekorieren“ – man befand sich ja in Feindesland!

Sie waren keine finsternen Fanatiker mehr wie jene starren Jakobiner der Schreckenszeit, die den Heeren der Republik als Legaten der Guillotine folgten. Die Zeiten hatten sich ge-

ändert. Die Volkskommissare des Direktoriums scherten sich den Teufel um Politik und Partei; für sie waren Geschäft und Geldverdienen die Hauptsache. Sie wollten nicht mehr das Schafott beliefern, sondern wollten leben und leben lassen. Und so brachten sie statt der Grabesatmosphäre des Todes die fröhliche sorglose Ausgelassenheit des Karnevals mit.

Im Winter 1796/97 herrschte in der rheinischen Etappe allenthalben „Betrieb“. Verschwenderisch wurde das Geld ausgestreut, das man auf dem Feldzug in Franken zusammengeräubert hatte. Diese Generale zwischen fünfundzwanzig und fünfunddreißig, die fast alle aus sehr bescheidenen Verhältnissen kamen und eine harte, entbehrungsreiche Jugend hinter sich hatten, kannten nicht die Rentnerideale verkalkter Spießer. Sie huldigten dem Augenblick, dessen Köstlichkeit sie genießerisch schlürften, bis der Krieg sie wieder ins Feld rief, wo jeden von ihnen das Los treffen konnte, das vor wenigen Monaten den erst sechsundzwanzigjährigen Marceau aus ihrer Mitte gerissen hatte.

So fröhlich und lustig war es in Koblenz selbst 91 und 92 nicht zugegangen, als hier die aus Frankreich geflohenen Bourbonnenprinzen und adligen Emigranten auf Kosten des Kurfürsten von Köln ein Klein-Versailles improvisiert hatten und ihre vor den Jakobinern geretteten wenigen Wertgegenstände verzwitscherten.

Ein Fest jagte das andere, und in allen Sälen fidelten die Geigen zum Tanz. Die Mannschaft amüsierte sich in den billigen Vorstadttavernen mit rheinischen Dienstmädchen, die im Verkehr mit den Lakaien der Emigranten ein paar französische Brocken aufgeschnappt hatten, während die Offiziere die Koblenzer Bürgerstöchter in den anspruchsvolleren „Büresheimer Hof“ einluden. Hoch ging es auch im Palais des Grafen Boos zu, wo in Ermangelung geeigneter Musiker bisweilen der Sohn des Hauses selber zum Tanz aufspielte.

Hier finden wir auch den General Bernadotte wieder, dessen fröhliche Etappenstimmung durch die Nachricht vom Tode seiner sechsunddreißigjährigen Schwester Marie kaum sonderlich beeinflusst wurde. Unter den jungen Damen, die sich hier zu den Tanzabenden einfanden, hatten es ihm besonders die beiden Töchter des reichen Kaufmannes Pottgießer angetan, denen der flotte Gaskogner den Hof machte. Eheschließungen zwischen französischen Offizieren und den Töchtern ihrer Quartierwirte waren durchaus keine Seltenheit, sondern wurden von beiden Seiten gern gesehen; galt es doch als ziemlich sicher, daß beim nächsten Friedensschluß das linke Rheinufer offiziell mit der französischen Republik vereinigt würde, die es jetzt schon de facto besaß und in aller Form ihrem Staatswesen angegliedert hatte.

Vater Pottgießer bildete indes eine rühmliche Ausnahme. Er war kein Konjunkturritter, sondern ein rheinischer Patriot aus alter Patrizierfamilie. Irgendein hergelaufener französischer General, dem man die fehlende Kinderstube anmerkte, war ihm als Schwiegersohn für seine Töchter längst nicht gut genug. Die konnten bessere Partien machen als solche Mesalliancen.

Die Demoiselles Pottgießer waren zwar beide in den interessanten Gaskogner mit dem dunklen Haar und den verführerischen Augen sterblich verliebt, aber wenn sie zu Hause zarte Andeutungen machten und die Gesinnung des Vaters erforschen wollten, stießen sie auf ebenso energische Ablehnung wie Bernadotte selbst, als dieser gelegentlich eines Besuches im Hause Pottgießer das Gelände nach dieser Richtung hin sondierte.

Vielleicht hätte die ältere der beiden Schwestern dennoch ihren Willen durchgesetzt und den Widerstand des Vaters überwunden, wäre nicht plötzlich der angebetete Verehrer aus ihrem Gesichtskreis verschwunden.

Denn in den ersten Tagen des Jahres 1797 traf beim Oberkommando in Koblenz eine Order aus Paris ein, die den General Bernadotte auf den Kriegsschauplatz nach Oberitalien be-

rief. Die Sambre-Maas-Armee und die Rhein-Mosel-Armee hatten je eine Division zu stellen, die unter Bernadottes Führung von Metz und Straßburg aus nach Süden über die Alpen marschieren sollten. Befehl ist für den Soldaten Befehl, und dieser war dazu noch ebenso dringlich wie ehrenvoll. Unverzüglich mußte daher Bernadotte das gastliche Capua Koblenz verlassen und sich auf seinen neuen Posten begeben. Am 7. Januar 1797 traf er in Metz ein, dem Sammelplatz der Division, die von hier aus durch Lothringen und Burgund ins Rhonetal marschierte. Unterwegs stieß die von Straßburg kommende Division Delmas der Rhein-Mosel-Armee zu ihm, und am 5. Februar, mitten im strengsten Alpenwinter, überschritt er bereits die verschneiten Pässe des Mont Cenis. Die Zeitgenossen rühmen, daß Bernadotte auf straffe Disziplin innerhalb seiner Truppe hielt und Ausschreitungen streng bestrafte, denn man zog ja nicht durch Feindesland, sondern durch das eigene Gebiet, und die Offiziere mußten darauf achten, daß nicht ein Großteil der Soldaten, die ja in diesen Gegenden beheimatet waren, unterwegs einfach „abhaute“. Bernadotte, der wohl Ähnliches befürchtete, hatte daher 6000 Mann mit voller Ausrüstung beurlaubt, und es zeugt für den guten Geist, der in seiner Truppe herrschte, daß sie sich sämtlich wieder pünktlich einfanden und keiner fahnenflüchtig wurde. „Er ist ein Despot innerhalb seiner Division“, klagte ein Soldat Bernadottes einem Kameraden.

Aber nur diese straffe Manneszucht ermöglichte es, daß Bernadottes Division bereits am 25. Februar, über Mailand kommend, auf dem Kriegsschauplatz vor Mantua eintraf. Allerdings konnte er nicht mehr an der Belagerung und Erstürmung der von den Österreichern hartnäckig und tapfer verteidigten Festung teilnehmen, denn Feldmarschall Freiherr von Wurmser hatte bereits am 2. Februar die Waffen gestreckt.

Damit war das Belagerungskorps für den Bewegungskrieg wieder frei geworden, und Bonaparte hätte die Verstärkung, um

die er vorher das Direktorium gefordert hatte, nicht mehr benötigt.

Zum erstenmal fiel hier der Schatten des jugendlichen Siegers von Italien über den Schicksalsweg des Generals Bernadotte, der sechs Jahre älter war als der Korse, der ihm dafür aber an Ruhm und Erfolg schon um Jahrzehnte voraus war.

Würde es ihm gelingen, diesen Abstand noch einzuholen?

FÜNFTES KAPITEL

Im Schatten des Generals Bonaparte

Jetzt schneiden sich ihre Lebenskreise, die bisher nebeneinander herliefen.

Unter dem Oberbefehl Klebers und Hoches konnte der Divisionär Bernadotte immer noch Fehler begehen und selbständig handeln. Damit war es jetzt vorbei. Dieser junge Obergeneral von knapp siebenundzwanzig Jahren hat es ja gut vor. Kommt aus Korsika und spricht französisch mit seltsamem italianisierenden Zungenschlag. Hört sich fast komisch an – aber doch wagt keiner mehr zu lachen, wenn er den Mund aufmacht. Sie wissen heute noch nicht, wie das zugegangen und ob dabei nicht vielleicht doch ein wenig Hexerei mit im Spiele war. Es paßte den Divisionären durchaus nicht, als das Direktorium ihnen diesen jungen Mann als Obergeneral schickte. Ausgerechnet diesen Korsen mit dem hohlwangigen, krankhaft bleichen Gesicht und den struppigen, ungekämmten Haaren. Was würde der schon groß loshaben. Nicht mehr als sie auch, wahrscheinlich viel weniger. Ein Protektionsgünstling des Direktors Barras, in dessen Vorzimmer er sich lange genug herumgedrückt hatte. Lernte er da nicht eine Cidevant kennen? Eine Witwe Beauharnais, die nur der 9. Thermidor